Zeitschrift: Der klare Blick : Kampfblatt für Freiheit, Gerechtigkeit und ein starkes Europa

Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut

Band: 7 (1966)

Heft: 18

Artikel: Grosse Gegensätze eines kleinen Landes

Autor: Aszody, Janos

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1077213

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DER KLARE BLICK

A.Z. Bern 1

Herausgegeben vom Schweizerischen Ost-Institut

7. Jahrgang, Nr. 18 | Erscheint alle zwei Wochen | Bern, 31. August 1966

Le Blanc et le Rouge

Der Berichterstattung kommunistischer Länder über die Schweiz messen wir nicht nur deshalb grosse Bedeutung zu, weil es sich schliesslich um unsere Heimat handelt. Vielmehr kann der Leser aus der Darstellung eines Gegenstandes, der ihm aus eigener Anschauung bekannt ist, verlässlichere Schlüsse über Wert und Unwert der betreffenden Darstellungsart ziehen, als es bei anderen Themen der Fall wäre. Schilderungen der Schweiz sind für uns besonders günstige Testfälle, wenn wir die Entwicklung der «kommunistischen Berichterstattung» verfolgen wollen.

Heute ist es soweit, dass wir den Begriff der «kommunistischen Berichterstattung» in Anführungszeichen setzen dürfen. Der eine der beiden Reiseberichte, die wir heute in grossen Auszügen veröffentlichen, ist nämlich dadurch gekennzeichnet, dass er nicht vom sogenannten Klassengesichtspunkt aus geschrieben ist. Was die rumänische Zeitschrift «Korunk» von den Problemen der Schweiz sagt, erscheint als Gegebenheit und nicht als zum voraus gewusste Folge des kapitalistischen Systems und des Klassenkampfes. Das ist nicht nur ein Fortschritt, sondern etwas qualitativ anderes als eben «kommunistische Berichterstattung». Wir hatten schon einigemale auf freundliche Stimmen hinweisen können, vor allem aus Ungarn und vor allem im Expo-Jahr 1964. Natürlich freuen wir uns auch bei diesem Beitrag an der Freundlichkeit der Darstellung, die manchmal eher übertrieben schmeichelhaft ist (keine Verbotstafeln in der Schweiz!). Aber bemerkenswert ist sie noch weit mehr dadurch, dass sie auf vorgeschriebene Deutungen vollständig verzichtet. Sie sind nicht einmal in Form von Lippenbekenntnissen als Alibi zu finden. Das gibt es schon.

Aber das andere gibt es noch! Menschikows Schilderung in der «Prawda» ist von der guten alten Schablone in einem Ausmass geprägt, das manche zur Zeit des arrivierten Kommunismus nicht mehr wahrhaben wollen. Bei diesem Artikel bemerken wir nicht nur keinen Fortschritt, sondern im Vergleich zu andern sowjetischen Beiträgen etwa in der «Neuen Zeit» einen recht deutlichen Rückschritt. (Dabei ist allerdings der Unterschied zwischen den für inländische und ausländische Konsumation bestimmten Beschreibungen zu berücksichtigen.) Die «imperialistische Räuberhöhle» der Schweiz erscheint in ihrer ganzen Hässlichkeit übrigens gerade zu dem Zeitpunkt, da die UdSSR hier eine Bank errichten will.

Natürlich könnte man zwischen den beiden Texten noch andere Unterschiede feststellen. Etwa denjenigen zwischen Freundschaft und Feindschaft.

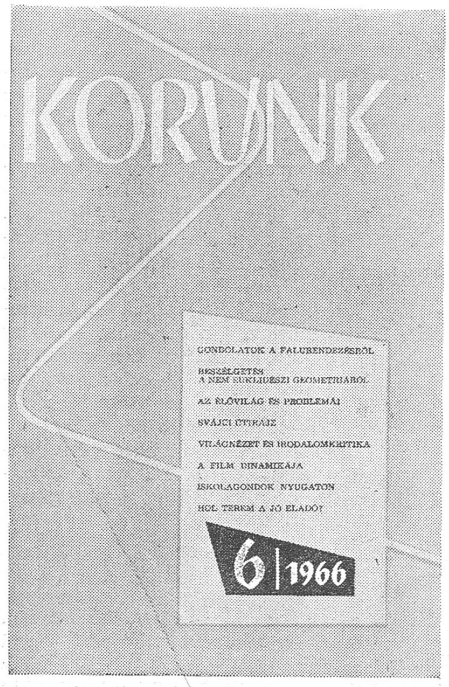
cb

In dieser Nummer

Die Schweiz der «Prawda» 4
Die Schablone dominiert in der sowjetischen Schilderung.

Die Jugendkriminalität im Osten 5
Warum die Sowjetunion von den rein gesellschaftlichen Massnahmen abrücken musste.

Abc der Spione 6
Der Buchtip zu einem aktuellen Werk über die grossen Spionagefälle.



Die rumänische Zeitschrift «Korunk»: Ein geradezu schmeichelhafter Bericht über die Schweiz.

Janos Aszody
aus «Korunk», Kolzsvar:

Grosse Gegensätze eines kleinen Landes

Die Masse der schweizerischen Ansichtskarten und Prospekte, die in alle Richtungen der Welt strömen, untermalt das Bild, das in der öffentlichen Meinung über dieses sonderbare Land entstand: Die Schweiz ist das Land der Alpen, der Seen, der Uhrmacher, des Wintersports, der Sanatorien, der Banken und Hotels, das Vorbild des idyllischen Lebens. Aber nicht Davos, Interlaken, Montreux oder Vevey sind die richtige Schweiz. Die Dutzende der kleinen und grossen Hotels, die Luxus-Restaurants — wo die Bedienung die vorstellbar vollkommenste ist und wo der Tourist überall das Beste erhält für sein (teures) Geld — sie entbehren jeder örtlichen Färbung, sie geben den Charakter der Schweizer nicht wieder. Der Tourismus bringt tatsächlich viel Valuten in die Schweiz, aber das kleine Land lebt vor allem von seiner Industrie. Die Schweiz ist arm an Rohstoffen, sie muss jedes Gramm der importierten Rohstoffe gründlich verarbeiten. Deshalb führte der Weg der schweizerischen Industrie zu einer Qualitäts-Industrie. Dementsprechend ist der Schweizer Arbeiter ein ausgezeichneter Fachmann, die Spuren seiner Hände tragen die Städte, die Strassen, die modernen Fabriken.

Im Genfer Bahnhof wird die Abfahrtszeit der Züge auf allen Bahnsteigen genau angegeben. Am Perron kann von den Hinweistafeln abgelesen werden, welcher Zug wo ankommt, und abfährt. Der Reisende kann sogar erfahren, welcher Wagen vor ihm stehen bleibt. So ist es auch uns passiert. Zwar ist der gesuchte Wagen vor uns stehengeblieben, aber wir wollten lieber ein Nichtraucher-Abteil besetzen, wo wir tatsächlich bequeme Plätze gefunden haben.

Der Zug sauste schnell in den Morgennebel und wir haben die Buicks, Chevrolets und die Jaguars weit hinter uns gelassen. Das ist verständlich, denn der elektrische Zug — in der Schweiz gibt es nur solche — fährt mit einer Geschwindigkeit von über 120 km/h, aber das kann man gar nicht spüren, in meiner Hand zitterte nicht einmal das Notizbuch. Fast jeder Reisende las etwas. Die Fahrgäste betraten mit einem grossen Bündel Zeitungen unter ihrem Arm den Wagen.

(Fortsetzung auf Seite 2)

Die grossen Gegensätze . . .

(Fortsetzung von Seite 1)

Was sie gelesen hatten, das liessen sie einfach liegen, sogar Detektiv-Romane. Mir gegenüber sass ein älterer Mann. Er las sehr aufmerksam das neueste 24seitige Sportblatt.

Der Zug raste inzwischen dahin und alte Schlösser im französischen Stil blickten auf uns zurück mit ihren jahrhundertealten müden Augen. Riesige Parks trennen sie von den farbigen, höchstens ein Stock hohen Häusern. Viele von ihnen dienen dem Fremdenverkehr. Sie sind modern, bequem und teuer. Ich sehe Brücken, moderne Fabrikanlagen aus Glas und Aluminium, sowie neue Wohnviertel. Auch das kleinste Stück Boden trägt die Spuren der fleissigen schweizerischen Arbeiterhand. Alles ist praktisch und geschmackvoll in diesem malerischen Rahmen, als ob die Schönheit der Berge und der Seen schon von vornherein geplant worden wäre.

Ausländer? Hier taucht der erste Gegensatz auf.

Wer verrichtet die schweren Arbeiten?

Die Schweiz vermittelte bereits in alten Zeiten den Handel zwischen den nördlichen und südlichen Ländern Europas, sie selbst konnte aber nur Menschen exportieren. Die berühmten Schweizer Söldner. Die heutige Schweiz (5,8 Millionen Einwohner) bietet etwa 700 000 Gastarbeitern Lebensunterhalt. Man muss zugeben, einen schweren Lebensunterhalt. Laut Angaben des Schweizerischen Statistischen Jahrbuchs von 1965 ist jeder dritte Arbeiter ein Italiener, Spanier, Deutscher, Oesterreicher, Türke oder anderer Abstammung. Sie verrichten die schweren Arbeiten bei den Bauten, bei den Giessöfen, in der Warenlieferung, sie fegen die Strassen, waschen die Geschirre in den Luxusrestaurants oder machen die Hausarbeit in den modernen Wohnungen der Schweizer Familien. Im Kanton Genf sind von den 308 000 Einwohnern etwa 60 000 Gastarbeiter und 6000 Grenzgänger. Grenzgänger?

Wir spazieren bis zur französischen Grenze. Sieben Kilometer von Genf, durch die Gemeinde Veyrier, geht die Grenze. Einen Steinwurf weit ist ein kleines Kaffeehaus, ein richtiger kleiner französischer Bistro. Viele Tische und wenige Plätze, viele Zeitungen und ein Musikautomat. Es ist zwei Uhr nachmittags. Ueber die Grenze fahren Autos, ihre Insassen begrüssen als alte Bekannte den athletischen Schweizer Grenzbeamten. Sie sind französische Grenzgänger, die zu Hause zu Mittag gegessen haben und jetzt wieder an die Arbeitsstelle fahren. Natürlich ist ein Fremdarbeiter mit Wagen keine typische Erscheinung. Der Gastarbeiter ist eigentlich ein Saisonarbeiter. Drakonische Gesetze verbieten, dass er jemals ein Schweizer Bürger werden kann, politische Rechte hat er nicht, seine Familie kann nicht in das Land herein. Das Schweizer Fernsehen strahlt wöchentlich ein einstündiges Programm für die italienischen Arbeiter aus. Sie sind zahlenmässig an erster Stelle unter den Gastarbeitern. Auf dem Bildschirm erscheinen dann die zu Hause gebliebenen Familien von der Grossmutter bis zum Baby, ihre Augen sind voll Tränen, wenn sie «ciao» sagen. Die Umgebung legt von einer grossen Armut Zeugnis ab und verrät, warum das Familienoberhaupt ins Ausland wandern musste. Die Schweiz ist auf das Ausland angewiesen, aber sie hütet sich vor ihm. Victor Hugo schrieb einmal: «Die Schweiz melkt ihre Kühe und lebt glücklich.» Ein Jahrhundert ist vergangen, und «die Schweiz melkt heute andere Kühe». An einzelnen Orten, wo der Arbeitskräftemangel besonders gross ist, erlaubt der Arbeitgeber, dass seine Arbeiter sich niederlassen und eine Familie gründen. Aber die Gesellschaft nimmt sie nicht auf.

Dieses Land ist nicht nur deswegen international, weil sein Fremdenverkehr einer von den bestentwickelten der Welt ist, oder seine unzähligen Buchhändler Berge von Büchern importieren, sondern auch deshalb, weil in Genf neben der UNO auch viele internationale Institutionen ihren Sitz haben. Trotz allem schauen die Schweizer aus dem Gesichtspunkt des Fremdenverkehrs über solche Erscheinungen wie die amerikanischen Sex-Blätter oder Pornographien hinweg, aber sie halten sich selbst davon fern. Ihre Friseuren, ihr Verhalten, die allgemeine Stimmung der Strassen strahlt Ernst aus, die Unerschütterlichkeit jener physischen und moralischen Hygiene, die durch die hauptsächlich überseeischen Gewohnheiten und Entartungen nicht beinflusst werden konnte. Der Schweizer ist ja misstrauisch gegenüber fremden Bräuchen und im allgemeinen Fremden. Gonzague de Reynold schrieb, dass die Schweizer dich ziemlich lange auf der Strasse warten lassen, bis sie dich in den Hof lassen, sie lassen dich lang auf dem Hof warten, bis sie dir die Tür öffnen und eine Weile im Korridor stehen, bis sie dich ins Zimmer lassen. Und wir können beifügen: sie lassen dich sehr lange im Zimmer warten, bis sie dir ihr Herz öffnen.

S'il vous plait

Dagegen stechen von diesem kaltherzigen Verhalten sehr scharf das warme Entgegenkommen und die Höflichkeit ab. Manche meinen, dass auch die Höflichkeit zum Gastgewerbe gehört. Ich habe nicht diesen Eindruck.

Der Franzose Dominique Fabre antwortete in seinem Buch «Suisse» (Paris 1955) auf solche Anklagen mit drei Worten: s'il vous plait! Wenn du eine Schachtel Zündhölzer kaufst, überreicht man sie dir mit diesen Worten. Wenn du nichts kaufst, wirst du bis zur Türe begleitet, und lächelnd dankt man dir, dass du gekommen bist. S'il vous plait — oder was mir wegen dem besonderen Ton noch mehr gefallen hat — voilà, Monsieur — wird auch anderswo gesagt. Aber nicht so, wie in der Schweiz. Wenn du zwei Zeitungen kaufst, werden sie mit einem Gummiband gebunden und freundlich übergeben — «voilà Monsieur»! Man könnte fast sagen, dass der Handel aus dem Hotelgewerbe entstammt. Aber der junge Mann, der vor dem Lift stand, hatte wahrscheinlich weder mit dem einen noch mit dem anderen etwas zu tun gehabt. Er stand eben vor dem Lift und ich war noch beim Eingang, das heisst etwa 15 Meter weit von ihm entfernt. Er wartete jedoch mit offener Tür auf mich und lächelte: «S'il vous plait!» Am Autobus stand eine Aufschrift: «Besten Dank, dass Sie Ihren Platz einer Dame oder älteren Person überlassen haben.» Im allgemeinen habe ich nirgends Verbotstafeln, wie z. B. «Streng verboten!» gesehen. Eher so: «Wir bitten Sie, das Rauchen zu unterlassen» oder «Bitte, die Blumen nicht zu pflücken.» Dagegen habe ich Warnungen bemerkt, die im Strassenpflaster eingebaut waren: «Es ist nicht üblich, auf die Strasse zu spucken». Aber das wurde wahrscheinlich nur wegen des grossen Fremdenverkehrs angewandt . . .

Im Berner Bahnhofrestaurant habe ich auf dem Tisch eine kleine farbige Karte gefunden: «Die Umarbeiten des Berner Bahnhofs gehen rasch vorwärts, der Lärm der Maschinen stört bereits die Ruhe des ersten Perrons. Kein Zweifel, die Tage der Terrasse unseres Restaurants sind gezählt. Schade! Trotzdem appellieren wir an Ihr Verständnis und wir bitten Sie, fügen Sie sich ins Unabänderliche. Wir werden alles tun, damit Sie sich in den anderen Lokalitäten des Berner Bahnhofs wohl fühlen.» Unterschrift: Die Schweizerischen Bundesbahnen. Bahnhofrestaurant Bern. Diese Kartonkarte wurde nicht wegen dem Fremdenverkehr auf den Tisch gelegt, denn sie war nur in zwei Sprachen — Französisch und Deutsch — abgefasst. Dies sind die «herrschenden» Sprachen in der Schweiz. Ein englischer Text war nicht vorhanden. Ausserdem empfangen die Bahnhofrestaurants gewöhnlich keine prominenten ausländischen Gäste. Eher Angestellte, die von einer Stadt in die andere fahren und vor allem lokale Gäste. Was will ich damit eigentlich sagen? Das, dass die Höflichkeit nicht notwendigerweise eine Fremdenverkehrs-Attraktion ist.

Das Wirtschaftsleben

Die Ruhe, die Zuvorkommenheit, das Lächeln, das von den Gesichtern nie verschwindet — sind die Folgen eines 150jährigen Friedens und des hohen Lebensstandardes. Das Schweizer Institut für Meinungsforschung hat am Ende des Jahres

Die «Prawda» schildert die Schweiz.

ПУТЕВЫЕ ЗАМЕТКИ

По стране Вильгельма Телля

Спросите у гражданина какой-нибудь сопредельной со Швейцарией западноевропейской страны, что он думает о родине Вильгельма Телля? Швейцария — бывал сей европеец в ней или нет — рисуется ему оазисом, отгороженным от стихийных бедствий грядой Альп, от международных ураганов — классическим полуторамесячным небоскребом, от какого-либо финансового банкротства — золотым миллиардным мирового капитала, сохраняемым в сейфах швейцарских банков.

Все это, как знаменитый швейцарский сыр, часы и ростинница, — черты в общем-то дуйковского портрета.

Набросать характерный портрет современной Швейцарии — задача не из легких. Контрасты ее поразительны: снежные Альпы и чуть всхолмленное, сказочно-зеленое приречье плато; зеркальная гладь горных озер в студеные водопады, срывающиеся с отвесных скал; тихие полеса по краям высокопушных лугов и «фруктовые ожерелья» долин; вечная белизна альпийских ледников и средиземноморская мягкость итальянской Швейцарии. В стране «на слуху» четко угадывается лингвистическая граница, разделяющая кантональную федерацию на немецкую, французскую и итальянскую Швейцарии. Но что здесь искусство лаконично выразило, так это контрасты социальные.

За фасадами новых домов, сверкающих керамикой, стеклом и цветными металлами, не увидишь трущобной нищеты. И в то же время острота жилищного кризиса в стране вызывает с остротой перекладных шилей, гающих альпийское небо. Если брать даже цифры официальной статистики, спортивная столица Швейцарии насчитывает высоко. Например, в Лозанне высмеивается аллея за тысячи франков в месяц, тогда как рабочего высокий квалификации 35 франков его зарабатывает.

Оказывается, квартплата — это далеко не единственная статья расходов швейцарской семьи. По официальным данным, стоимость жизни в стране с 1959 по 1963 год поднялась на 14 процентов. Причем темпы вздорожания нарастают исподтишка. Сегодня тяжелый чемодан с горой вещей стоит на лицах рабочих. Москвич в наши не изматывает одно из самых современных, совершенных и точечных систем капиталистической эксплуатации в размышлениях «вершинных». Вот почему кадры из кинодокумента «Мы — граждане» — кадры, в которых рассказывается о борьбе рабочих стачек, — так волнуют и сегодня. Вот почему клаки на

1965 Erhebungen gemacht. 49 Prozent der Schweizer war der Meinung, dass das Jahr 1966 besser wird als das Jahr 1965. 86 Prozent meinten, dass im Jahre 1966 den Schweizern keine Arbeitslosigkeit droht. Auf die Frage, ob er sich glücklich fühle, antworteten von 100 Schweizern 42, dass sie sehr glücklich sind, 51 fühlten sich glücklich und 6 nicht ganz glücklich. Heisst es, dass die Schweiz das Vorbild des idyllischen Lebens ist? Andere Antworten der Meinungsumfrage haben dies nicht bestätigt. 94 Prozent der Schweizer erwarteten für das Jahr 1966 weitere Preissteigerungen, und 73 Prozent befürchteten die Erhöhung der Steuern und andere wirtschaftliche Schwierigkeiten.

Der aufmerksame Beobachter kann mehrere Widersprüche im Wirtschaftsleben der Schweiz entdecken. Vor allem ist festzustellen, dass der Fremdenverkehr stetig abnimmt. Ferner werden die Kosten des Lebensunterhaltes von Jahr zu Jahr höher. Seit 1958 haben sich diese Kosten um 20 Prozent, im Jahre 1965 allein um 4 Prozent erhöht. Diese ausgesprochen inflationäre Erscheinung erschütterte die Lage der schweizerischen Waren auf dem Weltmarkt. Unterdessen erhöht sich der Import weiter. In den Schaufenstern sehen wir amerikanische, französische und westdeutsche Autos, englische Porzellanwaren, italienische Schreibmaschinen, amerikanische elektrische Rasierapparate, Taschenmagnetophone und elektrische Bürogeräte. Die Migros, dieser berühmte schweizerische Lebensmitteltrust, hat eine erstaunliche Auswahl, in allen verkehrsreichen Strassen hat sie Geschäfte. Aber etwa die Hälfte der Lebensmittel stammt aus fremden Ländern. Nach dem Zweiten Weltkrieg kamen — wegen der Steuerbegünstigung — etwa 600 amerikanische Firmen in die Schweiz. Aber, als die Regierung gegen die Inflation strenge Massnahmen verfügte, und die Bauarbeiten und der Arbeitskräfte-Import gedrosselt wurde, sahen sich die amerikanischen Firmen nach anderen Jagdfeldern um. Bis Ende 1965 zogen bereits 50 amerikanische Firmen aus der Schweiz nach England, Belgien, Frankreich und Westdeutschland. Der Hauptgrund des Rückzuges der US-Firmen ist der Mangel an Büropersonal. Genauer gesagt, der Mangel an Sekretären und Sekretärinnen und Stenotypistinnen. Ich schaue mal die Statistiken an: Ende 1965 suchten von den 5,8 Millionen Einwohnern insgesamt 117 Personen Arbeit. Im Kanton Genf waren Ende 1965 nur 24 Personen arbeitslos — natürlich Schweizer Bürger. Ein amerikanischer Businessman, der in der Schweiz tätig ist, beklagte sich kürzlich im «Wall Street Journal», dass er kein geeignetes Personal bekommt. Er spricht die Morgenpost in Magnetophon und schickt die Bänder nach Frankreich, wo sie getippt werden. Die Lösung — laut «Tribune de Genève» — wäre, mehr Ausländer ins Land zu lassen. Die aber — stellt die Zeitung fest — schicken den grössten Teil ihres Verdienstes nach Hause und schöpfen so einen grossen Teil der schweizerischen Devisenvorräte ab. Im Jahre 1965 verliessen auf diese Weise 280 Millionen Dollar das Land.

Die Verfassung von 1848, die 1874 revidiert wurde, enthält viele Widersprüche. Es ist eine historische Tatsache, dass nur im engen Bund der Kantone die einzelnen Kantone ihre Unabhängigkeit, Tradition, Sprachen und Bräuche bewahren konnte. Jeder Kanton hat eine eigene Regierung, Budget, Steuersystem und Hauptstadt (Bern ist nicht die Hauptstadt der Schweiz, sondern nur Sitz des Bundesrates). Im allgemeinen gefällt es den Schweizern nicht, wenn sie nur so verallgemeinert Schweizer genannt werden, sie schätzen es vielmehr, wenn man sie Genfer, Zürcher, Wallisser, Tessiner oder Appenzeller nennt. In Genf wurde die Kirche vom Staat getrennt, im Kanton Waadt ist dies nicht der Fall. Von 22 Kantonen haben nur drei den Frauen das Stimmrecht erteilt. Die Autonomie der Kantone — eifersüchtig bewacht — lässt oft die Durchführung von wichtigen Landesverordnungen verhindern. Wie man hier sagt, die Schweizer machen sich selbst Sorgen.

Das Schweizer Volk muss bekanntlich oft zur Urne gehen. Wenn jemand eine Petition an den Bundesrat richtet, die von 30 000 Staatsbürgern unterzeichnet wurde, muss die Regierung eine Volksabstimmung abhalten.

Banken und jahrhundertealte Denkmäler

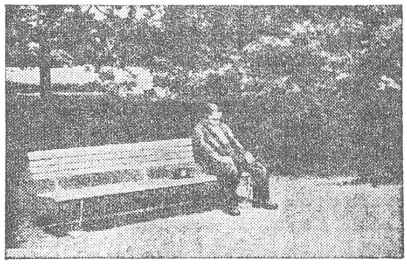
Man schätzt die Zahl der Schweizer Banken auf 4000, also auf je 1450 Einwohner entfällt eine Bank. In gewissen Bezirken von Genf, Zürich oder Bern kann man unzählige Banken finden. Es gibt viele solche Institute, wo nur eine Tafel an der Wand steht: «Bank». Viele haben nur eine Adresse, aber keine Firmentafel. Die Schweiz ist das einzige Land der Erde, wo nicht einmal der Bundesrat eine Bank zum Verrat des Bankgeheimnisses zwingen kann. Die grossen Bankkontos haben keine Namen, sondern nur eine Kontozahl. Dieses System zieht viel Kapital in das Land. Habsburger bis zu Nazi-Führern haben hier ihre Konten gehabt. Am Ende des Zweiten Weltkrieges verlangten die Verbündeten die Herausgabe der Nazi-Vermögen von den Banken. Man hat es abgelehnt.

In den Schweizer Städten kann man aber auch andere Schätze finden. Museen mit unschätzbaren Werten und Denkmälern. Unter den alten Städten ist zweifellos Bern die älteste. Die engen Gassen dieser Stadt — wo alle Fenster mit Blumen geschmückt sind, die prachtvollen Brunnen von Hans Gien (oder Geiler), wie z. B. der Kindlifresserbrunnen aus dem Jahre 1545 — unterscheiden sich gewaltig von den modernen Bauten. Aber auch weit von Bern kann man diese Brunnen entdecken und nur der Fachmann kann die feinen Unterschiede der Stile feststellen. Im Appenzell erinnert die Architektur der Häuser an die bayerischen Städte und Dörfer, während in Solothurn die Bauweise mehr französisch ist. Genf ist eine Ausnahme unter den schweizerischen Städten. Wie Dominique Fabre sagte: «Genf ist eine Ausnahme, das Vorbild der Ruhe und Harmonie.»

Ich bleibe hin und wieder an den Ecken der engen historischen Gassen stehen, wo die Dämmerung mit merkwürdiger Glorie die alten Häuser grüsst, ich betrachte die verbrauchten Steine des Trottoirs. Vielleicht ging hier einst Balzac, Liszt, Wagner und Rousseau, oder Calvin, Jean Jaures, Romain Rolland, Liebknecht. Auch Lenin ging jeden Morgen zur Bibliothek an der Grande Rue. Er stellte sein Fahrrad hier an die Wand des Hauses, rechts vom Eingang. Merkwürdig ist aber, dass der Aufenthalt dieser Persönlichkeiten kaum irgendwo auf einer Gedenktafel vermerkt wird. Die Schweiz hat alle aufgenommen, aber es scheint, dass sie mit ihren Wohltaten nicht prahlt. ■

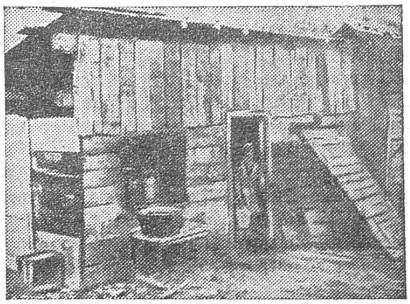
Vor 5 Jahren

Vor einem halben Jahrzehnt pflegten kommunistische Veröffentlichungen unser Land noch anders darzustellen als der jetzige rumänische Bericht. Allerdings — an der sowjetischen Darstellung hat sich nicht so viel verändert.



Das Buch «Djen Mira» (Ein Tag in der Welt), Moskau 1961, gab zum Bildchen eines Schweizers auf einer Bank die Erklärung, dass er sich vom Touristenrummel erhole.

Eine ostdeutsche Broschüre «Land und Leute» bewies zur gleichen Zeit das Verdingkinderwesen anhand eines Inserats: «Knabe zu verkostgelden. Näheres zu vernehmen beim Sekretär E. Leiser in Etzelkofen.» Eine Nachfrage ergab, dass der betreffende Sekretär 1956 im Alter von 91 Jahren verstorben war. Auch wenn er spät pensioniert wurde....



1962 bewies «Trud», Moskau, die schweizerischen Wohnverhältnisse anhand eines Schrebergärtchens.